



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

31. Der Tod des Bruders. W. Hensels letzte Tage. Stiftung der Schwester. Sorge für seinen Nachlaß. Reisen. (1861 - 1863.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

vor einiger Zeit, so von unzähligen Protestanten überall, besonders in Pommern, Mecklenburg &c., von wo man nicht aufhört, seine Sympathien für Rom auszusprechen und zu beweisen. Du wirst auch gelesen haben, wie in der Diöcese Culm, die sonst etwas eingefroren schien, sich im letzten Jahre so sehr viele Protestanten zur Kirche bekannt haben. Sie kommen Gott Lob von allen Seiten zur Quelle des Heils. Wenn ich jetzt noch meinen Jugendmuth hätte, würde ich mich freuen und aufjauchzen über alle Wetterstürme unserer bösen Zeit, die das Schifflein Petri schaukeln und umstürzen, weil ich doch weiß, daß ich sicher darin sitze und daß sie mit aller Wuth nur sich selbst schaden können. Aber ich bin jetzt sehr flügel-lahm. Es ist mir Alles zu viel, denn das Verlangen nach Ruhe und Behaglichkeit macht ohnehin mit dem Alter Fortschritte, besonders aber wenn man auch leiblich allerlei Gebrechen empfindet und sich mancher Sorge nicht erwehren kann in Bezug auf sich und Andere." —

Indeß, die „lahmen Flügel“ erstarkten doch immer wieder. Was seien all die kleinen weltlichen Sorgen? meint sie in einem andern Briefe. Der Mensch sei ja nicht für den kurzen Augenblick geschaffen, sondern für eine selige Ewigkeit, „gegen die doch alles Leid, das enden muß, so gar nichts ist“.

31. Der Tod des Bruders.

(1861. 1862. 1863.)

H. Hensels letzte Tage. Stiftung der Schwester. Sorge für seinen Nachlaß. Reisen.

Am 4. November 1861 hatte Professor Hensel im Straßengebränge Berlins durch eine menschenfreundliche Handlung einen Unfall erlitten, der, anfänglich nicht für gefährlich erachtet, drei Wochen später die Ursache seines Todes werden sollte. Indem er einen in der Leipzigerstraße vor einem Omnibus niederstürzenden Mann vor der Gefahr des Ueberfahrenwerdens rettete,

war er selbst von dem Rade einer gleichzeitig vorbeifahrenden Droschke erfaßt und an der Ferse verwundet worden.

Als die Kunde von dem Vorfall durch die Tagesblätter lief, befand sich die Schwester in Wiedenbrück, mit Behagen sich des Gedankens erfreuend, den Winter über wieder einmal in dem Frieden ihrer stillen Klause verbleiben zu können, wo sie kurze Zeit zuvor noch ihre Schwester Minna einige Wochen als Gast beherbergt hatte. Aber „der Mensch denkt, Gott lenkt“, ruft sie nun selber aus. Von der Nachricht erschreckt, wollte sie sofort nach Berlin eilen. Da man sie aber von dort mit der Versicherung beruhigte, daß „Gottlob keine Lebensgefahr drohe“, der Verwundete selbst sogar gegen jede Beunruhigung der Seinigen sich wehrte, so gab sie sich darein und verschob die Abreise. Dabei war es recht ihr Trost, daß „der gute Bruder sich diese Leiden durch einen Akt der Nächstenliebe zugezogen“ hatte. Er war ja immer ihr Liebling, ihre Freude, ja ihr Stolz gewesen, und diese Handlung war seiner so würdig. Wenige Tage zuvor hatte sie von ihm noch einen rührenden Bericht über den Heimgang des alten Ministers v. Savigny erhalten, ein Bericht der ihr auch wegen der darin durchleuchtenden Gesinnung so besonders wohl gethan hatte. Sie ahnte so wenig, wie der Schreiber selbst, daß es das letzte schriftliche Lebenszeichen des theuren Bruders sein sollte, wie sie nachher auf dem Umschlag dazu vermerkte. Ihre eigenen letzten Zeilen an den Bruder vom 21. November lauten: „Nur wieder in Eil ein Gruß, da Du ohnehin wol nicht viel lesen kannst, und die Nachricht, daß ich nach der tröstlichen Kunde, die mir soeben Hannchen Rosenberg brachte, beschlossen habe, noch einige Tage mit meiner Abreise zu warten, um mich besser und wärmer dazu einzurichten. Ich gestehe, daß ich in sehr großer Angst war und morgen früh abreisen wollte; nun werde ich aber noch einen Brief von Schwester Mina erwarten. Kommen muß ich aber, Du Lieber, das mußt Du mir nicht wehren; ich muß Dich wenigstens gesehen haben, wenn ich Dich auch nicht pflegen

kann und soll. Gott sei mit Dir und lindere Deine Schmerzen! Du trägst sie ja recht eigentlich für Ihn, weil aus Nächstenliebe. Innigst Deine treue Schwester Luise."

Ein Brief der Schwester aus Pankow klärte sie endlich über den Ernst der Lage auf, und nun konnte sie nichts mehr von der beschwerlichen Fahrt abhalten. „So Gott will,“ schreibt sie an Schlüter, „reise ich nun Sonntag (24. November) Mittag 3 Uhr von Rheba ab, gehe in Minden auf den Courierzug (um Mitternacht) und bin dann Montag Morgen in Berlin. Mein Bruder bedarf zwar der Pflege nicht und will nicht einmal, daß ich komme; doch läßt mir die Angst um ihn keine Ruhe. Ich hoffe zu Gott, daß Er all das Gebet erhört und das theure Leben noch erhält.“

Entsetzlich schnell sollte sie aus all diesen Hoffnungen gerissen werden. Eine eigenthümliche Fügung wollte, daß sie gerade nur nach Berlin kam, um den Bruder sterben zu sehen und den Hauch seiner letzten Worte zu vernehmen (26. November 1861).

Diese Verkettung gehörte zu den schmerzlichsten Prüfungen ihres Lebens. Sie quälte sich viel mit Selbstvorfürfen und lange konnte sie sich darüber nicht trösten, daß sie Zeit versäumt und der Stimme ihres Herzens nicht früher nachgegeben.

Eine Schilderung dieser Tage gibt ihr Brief an Schlüter vom 5. Februar 1862.

„Obwol ich annehmen kann“ — schreibt sie von Berlin —, „daß es Ihnen bekannt ist, welch' unaussprechlich schmerzlicher Verlust mich im Innersten meines Lebens betroffen, und obwol ich weiß, daß Sie mir Freund genug sind, um mir die innigste Theilnahme zu schenken, so will ich Ihnen doch heut noch gern darüber ein paar Worte sagen, die vor Allem aber den Zweck haben, Sie und die verehrte Mutter, die ich herzlich grüße, innigst um fromme Fürbitte für meinen guten Bruder zu bitten . . .

„In meinem letzten Briefe, den ich kurz vor meiner Abreise

an Sie schrieb, werde ich Ihnen Näheres über den Unfall, welchen mein guter Bruder erlitt, indem er einen fremden Menschen rettete, gegeben haben. Leider haben sich die Aerzte bis zum letzten Tage in seinem Zustande gänzlich geirrt, und so erhielt ich immer die Versicherung, es sei durchaus keine Lebensgefahr. Noch im Augenblick der Rüstung zur Abreise kam ein Brief, der mir sagte, Dr. Langenbeck habe soeben erklärt, mein Bruder sei entschieden in der Genesung begriffen; dieß bewog mich leider, statt am Sonntag erst Montag abzureisen, und so kam ich Dienstag 26. November Morgens an, wo ich aber mit großem Schrecken wahrnahm, daß seine Kräfte so gesunken, daß wenig Hoffnung zur Genesung mehr zu fassen sei; daß aber die geliebten treuen schon sehr ermatteten Augen sich schon am Abend desselben Tages für immer schließen würden, das ahnte ich noch nicht; es ward mir erst gegen Abend zur Gewißheit. Leider habe ich nur noch sehr wenig mit ihm sprechen können, doch ist das Wenige mir unschätzbar, und ich werde Gott immer dafür danken, daß ich den lieben treuen Bruder noch lebend fand, und daß mein Kommen ihn noch erfreute. Er hatte es früher nicht gewollt, daß ich käme, weil er nach seiner Genesung, an die er Anfangs glaubte, zur Winterkur nach Wiesbaden wollte und den Plan hatte, mich dann zu besuchen. Ich wäre dann auch mit ihm nach Münster gekommen, das er leider gar nicht kannte. O, welche Freude wäre das gewesen! — Doch ich will Ihnen über die letzten Stunden meines lieben Bruders berichten und werde wieder heut kaum damit fertig werden, also für erst nur das Dahingehörende. Ich hatte ein paar Stunden still an seinem Schmerzenslager gesessen, seine große Schwäche schonend auch nur wenig mit ihm gesprochen. Als um Mittag die Aerzte zum zweiten Male kamen und meine Schwester da war, ging ich leider fort, um mich der guten alten Ministerin v. S. (die am Morgen noch schlief, als ich mein Reisegepäck in dem für mich bereit gehaltenen Zimmer ablegte) vorzustellen, da ich sie nach dem großen Ver-

lust, der sie betroffen, noch nicht gesehn, und aß dann schnell bei meiner guten Schmidt, um nachher ungetheilt bei Wilhelm sein zu können. Aber wie erschrak ich, als ich gegen $\frac{1}{2}$ 4 Uhr wieder zu ihm kam und eine furchtbare Veränderung wahrnahm! Alle Zeichen eines nahenden Lungenschlages waren da. Die Aerzte hatten ihn in ein anderes, entfernt liegendes Zimmer tragen lassen, die Träger aber hatten ihn mit der Matratze zusammenklappen lassen, und dann auf die platte Erde gelegt, bis das Bett bereitet war. Es war Alles nach Kopf und Brust gedrungen, was man an Arzneien und Getränken ihm überreichlich eingeschüttet hatte. Auch wurden außerdem noch eine Menge nutzloser Quälereien mit ihm vorgenommen. Ich aber sah den Tod mit Riesenschritten nahen und wußte, daß nur noch für die theure Seele etwas zu thun sei. Ich benutzte daher einen Augenblick des Alleinseins mit ihm und sagte zu dem theuren Sterbenden: „Lieber Wilhelm, denkst Du auch an Jesus Christus und Sein bitteres Leiden?“ Da machte er zweimal eine nickende Kopfbewegung und hauchte leise: „Ja! ja!“ — Dann versuchte er noch einmal die Augen gegen mich aufzuschlagen und lallte einige Worte, die nur Gott verstanden hat. War es eine Frage nach dem Geistlichen — ein Bekenntniß — eine Anordnung — ich weiß es nicht, und da ich schwieg, malte sich ein Zug stiller Ergebung in seinem Gesichte und er bog das Haupt leise weg von den Eintretenden und schien innerlich zu beten. Die Hände konnte er nicht falten, denn schon mehr als acht Tage vor seinem Ende hatte die Gicht ihn ganz gelähmt. Die Angekommenen setzten sich dicht an sein Bett und ich mußte mich damit begnügen, am Fuße desselben knieend um ein barmherziges Gericht für seine geliebte Seele zu ringen. Besinnung und Gehör hatte er bis zum letzten Augenblick. Noch eine halbe Stunde vor dem Tode sagte der Arzt ihm, er möge einnehmen und sogleich folgte er der Aufforderung. Ich werde es immer tief bereuen, daß ich nicht einige Tage früher kam. — — Mein lieber Bruder ist den

26. November, Abends gegen $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, gestorben und den 30. Morgens mit vielen Ehren, die der armen lieben Seele nichts nutzen konnten, aber doch von der Achtung zeugten, welche man dem Verewigten schenkte, begraben. Die Armen haben sehr um ihn gejammert. Er war weit über sein Vermögen wohlthätig und man erfährt noch immer rührende Züge, die seine große Nächstenliebe beweisen. Daß er sein Leben für einen ihm ganz fremden Menschen gegeben, drei Wochen die fürchterlichsten Schmerzen mit der rührendsten Geduld gelitten, das ist natürlich jetzt mein Trost, der Grund meiner Hoffnung. Aber es kann der geliebten Seele doch noch ein langes und schweres Läuterungsleiden zuerkannt sein, und darum bitte ich innigst um Gebet für ihn."

Dieser letzte Gedanke beherrschte auf lange hin ihre Seelenstimmung; er klingt durch die zahlreichen Briefe an Freunde und Freundinnen, denen sie Mittheilungen über den Hingang des Vertrauerten machte. Alle treuen Seelen in Nah und Fern, zumal die „großen Veterinnen“ in den Klöstern, geht sie an und beschwört sie um das Almosen des Gebetes für den geliebten heißbeweineten Bruder. — Die Klage um ihn war auch in weiten Kreisen, wo immer man den geistig regen lebendigen Mann gekannt, tief und aufrichtig. Er war eine ideal angelegte Charakterfigur, in Gesinnung und Leben ritterlich. „Seit 1820, wo ich noch ein kleines Kind war“, antwortet Gräfin Elisabeth Reventlow, „kannte ich ihn, und stets war er derselbe geblieben an Treue und Herzlichkeit — dabei das reichbegabte Gemüth, die hohe Künstlerseele!“

In der nächsten Zeit beschäftigte sich Luise viel mit dem poetischen Nachlaß des Verstorbenen, der in zahlreichen, meist geistvollen und formgewandten Gelegenheitsgedichten, namentlich in Sonetten an seine Frau, die lebende und die heimgegangene, sowie an seine Geschwister, seine Kunstgenossen und Freunde bestand. War diese Beschäftigung nicht dazu angethan, die Wunde des frischen Schmerzes zu schließen, so erweiterte

sie ihr auf der andern Seite den Einblick in die Tiefe und Reinheit des brüderlichen Gemüthes. „Ich möchte Ihnen“ — schreibt sie am 25. Juli 1862 an Schlüter — „gern manches von meinem Bruder mittheilen; seine Gedichte sind zum Theil wunderschön. O wie unendlich viel ist mir mit ihm gestorben! Sie beten doch für seine arme liebe Seele?“ Und ein Jahr später: „Es hatte, glaube ich, kein Mensch auf Erden das Verständniß seiner Natur in dem Grade wie ich, da wir von Kindheit an ein Herz und eine Seele waren. O, wie viel Liebe habe ich von ihm erfahren! Wie viel habe ich ihm zu danken! Und ich zögerte leider so lange, an sein Schmerzenslager zu eilen, weil mir das Opfer so groß schien, meine Einsamkeit und die kirchlichen mir hier reichlicher gebotenen Tröstungen zu verlassen. Gott verzeihe mir!“

Diese Uebereinstimmung war von Seite des Bruders in gleichem Grade empfunden, ausdrücklich bezeugt und thatsächlich bewährt. „Nun gilt's, Dich wiederzusehen,“ schrieb er im October 1859, „die Du ja so recht eigentlich die Meinige bist, von Jugend an, und nicht bloß durch Blut.“ Selbst in kirchenpolitischen Fragen harmonirte er mit der katholischen Schwester. Nicht nur pflichtete er ihren Ansichten über die deutsche Politik in den Tagen des italienischen Krieges von 1859 bei; er theilte auch warm und unbedingt ihre Sorgen, Befürchtungen und Hoffnungen, als der Krieg gegen den Kirchenstaat vorbereitet und in Scene gesetzt wurde. Als er am 30. März 1861 den Geburtstag Luifens, wie alljährlich, mit einem Gedichte begrüßte und demselben noch ein „Zeichen geschwisterlicher Liebe“ beifügte, meinte er, freilich brauchte es auch das nicht einmal zwischen ihnen. „Ich denke, wir sind unverbrüchlich von unserer gegenseitigen Liebe überzeugt, die außer der angeborenen, noch durch gemeinschaftliche Gesinnungen gefestet ist. Wie ich Deine Anschauungen über das Treiben der Argen, und die noch ärgere Feigheit derer, die das Schwert Gideons führen sollten, theile, habe ich Dir

auch gesagt, und beide wissen wir, daß bei jedem neuen Ereigniß, sei es gut oder übel, unsre Herzen denselben Schlag haben werden. Auch unsre Hoffnung wird gemeinschaftlich sein, da wir nie glauben, daß der Fels gestürzt werden kann, wie man ihn auch zu erschüttern sucht. Gott lasse die Prüfung nicht zu lange dauern! Amen."

Das erwähnte Gedicht W. Hensels, sein letztes zu diesem stets so freudig begrüßten Tage, lautet:

Der geliebten Schwester zum 30. März 1861.

Willkommen meinem Herzen,
In dem erhöhten Schlag,
Du dreißigster des Märzens,
Der Schwester Werdetag!

Der Schwester, die in Treuen
Gehalten an dem Bund,
Den heilig wir erneuen,
Noch in der letzten Stund.

Die wird uns nimmer scheiden,
Wenn Eines früher geht,
Gint fester nur die Beiden
In Segen und Gebet.

So wallen wir denn weiter,
Rein, durch der Zeiten Arg:
Wir wissen, siegesheiter,
Wo Gott die Arche barg!

Solche Bekenntnisse, welche ihr die Gewißheit gaben, daß der geliebte Bruder in der letzten Lebenszeit sich ihrer kirchlich-religiösen Ueberzeugung aus freiem inneren Drange wieder genähert habe, mußten ihr jetzt zum Troste dienen.

Nach dem Wortlaute von Luisens Briefe an Schlüter über die letzten Augenblicke des Bruders blieb es ihr zweifelhaft, was der Sterbende mit seinen letzten an sie gerichteten Worten, die „nur Gott verstanden“, ihr anzuvertrauen wünschte. Welche Gründe sie hatte, denselben in andern Briefen und Schrift-

stücken eine bestimmtere Auslegung zu geben, wissen wir nicht zu sagen, wofern sie nicht eben in jenen Bekenntnissen liegen. Wenn man aber aus den Antworten einiger Freunde Schlüsse ziehen darf, so scheint Luise dieß in mehreren, ziemlich gleichzeitig mit jenen an Schlüter niedergeschriebenen Mittheilungen — an Freifrau Paula von Ketteler, an Frau Hofrätthin Phillips, an Dr. Julius, an Fräulein Wynn, an mehrere Ordensschwestern — gethan zu haben. So antwortet eine Ordensschwester aus Aachen in ihrem Trostbrief vom 15. Januar 1862: „Wie viele Anhaltspunkte für ein gutes Vertrauen haben wir noch in der Veranlassung seiner Krankheit, die ein Liebeswerk war, und in seinem ausgesprochenen Verlangen nach einem katholischen Priester. Hat Gott ihm in seinen unerforschlichen Rathschlüssen diesen Wunsch nicht gewährt, so hat Er doch ganz gewiß das Verlangen des Sterbenden für die That genommen.“ Ebenso findet es Frau Phillips tröstlich, daß der Bruder „doch mit dem Verlangen nach den Tröstungen der heiligen Kirche gestorben“ sei. Und ähnlich Therese Wynn aus Münster, 27. Februar 1862: „Seine letzten Gedanken an Jesus Christus, sein Verlangen, ein Katholik zu werden, seine letzten nach Oben gerichteten Blicke, alles dieses gibt Dir viel, viel Trost.“ — Frau Paula von Ketteler-Stolberg schreibt: „Welche Veranlassung zu inbrünstigem Dank gab Ihnen Gott durch die unaussprechliche Gnade, daß Ihr lieber trefflicher Bruder im Sterben nicht nur das Verlangen hatte, zur vollen Wahrheit einzutreten, sondern, daß er dieses Verlangen auch aussprach, und sollte der allliebende Gott diesen Wunsch nicht suppliren und das Werk glänzend vollenden, das Er begonnen hat?“ — Auch ihr alter Hamburger Freund, der 78jährige Dr. Julius, kam zu der gleichen Folgerung, als er ihr, für den genauen Bericht dankend, unterm 9. Januar 1862 schrieb: „Einen neuen und großen Beweis Ihrer Freundschaft haben Sie mir durch Ihren Brief vom 6. gegeben. Wie schmerzlich muß es Ihnen gewesen sein, mir, um mich in die genaueste Kenntniß der

Ereignisse in Berlin zwischen Ihnen und Ihrem trefflichen Bruder zu setzen, eine so ausführliche, herzergreifende Schilderung des dort Vorgefallenen zu geben. Derselben Schilderung vertrauend, glaube ich mich mit Zuversicht auf das Geschehene wie auf die göttliche Barmherzigkeit und Gnade dafür aussprechen zu können, daß Ihr theurer Bruder als Katholik gestorben ist. Daß ich auch ohne weitere Aufforderung nicht unterlassen haben würde, für ihn zu beten, und daß diese Aufforderung es mir zur ersten und innigsten doppelten Pflicht macht, solches hinfüro zu thun, bedarf zwischen uns wol keiner Betheuerung.“ — —

Aus all diesen Aeußerungen legt sich uns der Schluß nahe, daß Luise aus den undeutlich gestammelten Worten des Sterbenden und den begleitenden Umständen bei nachträglicher ruhiger Combination eine berechtigte Ueberzeugung gewonnen habe, die sie im Augenblick der Erregung am Sterbebett sich nicht so klar zurecht legen konnte.

Thatsache ist, daß Fräulein Hensel für ihren seligen Bruder in Berlin in diesem Sinne eine heilige Messe stiftete, welche alljährlich in der Allerseelenoktav, oder doch zwischen dem 4. und 26. November, in der Kirche zum hl. Michael, der katholischen Garnisonkirche, gehalten werden soll; und daß in einem von ihr eigenhändig aufgesetzten Testamentsentwurf vom 12. Mai 1865 eine übereinstimmende Ueberzeugung sich ausgesprochen findet. In diesem Entwurfe macht sie eine Stiftung für ein Kloster mit der Verpflichtung: „daß jährlich eine stille Messe für meine arme Seele und die Seelen meiner verstorbenen Angehörigen gelesen werde und daß unserer von den frommen Klosterfrauen fürbittend gedacht werden möge, und zwar besonders meines lieben verstorbenen Bruders Wilhelm, dem ich den größten Theil meines Besitzthums zu danken habe, und der noch auf seinem Todtbette verlangte, als Katholik zu sterben, leider aber nicht mehr dazu kommen konnte.“

Der Heimgang des Bruders hatte ein weiteres Band, das sie mit dem Irdischen noch verknüpfte, zerrissen. Sie litt körperlich wie geistig unter der Wucht des plötzlichen Schlages, und es bedurfte geraumer Zeit, bis sie „soweit Herr über den Jammer ihres Herzens geworden“, daß sie sich „wieder geistig beschäftigen konnte, wenn oft auch nur mit halbem Sinn“.

„Einer Freude ist mein Herz nicht mehr fähig in dieser Welt, aber dazu sind wir auch nicht geboren,“ schreibt sie noch von Berlin aus (5. Febr. 1862), wo sie, ihre eigenen Wünsche wie immer fremden opfernd, den ganzen Winter über bis in den Mai ausharrte, um der vereinsamten Frau von Savigny in ihrer Trauer Gesellschaft zu leisten.

„Hätte ich gleich nach meiner Zelle zurückgekonnt, wo ich Einsamkeit und reichlich meine kirchlichen Tröstungen haben könnte, würde ich diesen überaus großen schmerzlichen Verlust besser und weniger nachtheilig für mein Leben tragen gelernt haben. Ich kann aber die arme gute Ministerin, die schon sehr schwach ist, nicht verlassen, ohne gegen sie und die Ihrigen, die mir im Leben so sehr viel Liebe erwiesen haben, undankbar zu sein, und so werde ich wol bis zum Frühjahr, wenn sie so lang lebt¹, hier in dem mir jetzt so überaus traurigen Berlin aushalten müssen. Gott helfe mir zur treuen Benutzung der kurzen Zeit, die mir hienieden noch zu Theil werden kann!“ (An Schlüter. S. 137.)

Die Liebe für den Bruder, die Sorge um die Ehre und das Andenken des verbliebenen Künstlers bestimmte sie sogar von Berlin aus noch zu einer weiteren Reise. Trotz einer „fast krankhaften Sehnsucht nach der Einsamkeit“ ihrer kleinen Zelle, gab sie der Bitte ihres Neffen Sebastian Hensel nach und reiste im Mai 1862 nach Ostpreußen, um dem Sohne Wilhelms bei der Ordnung des reichen künstlerischen Nachlasses beizustehen.

¹ Frau Kunigunde v. Savigny überlebte ihren Gatten um andert-
halb Jahre und starb am 17. Mai 1863.

„Es wird Sie wundern,“ schreibt sie von Großbarthen aus am 15. Mai 1862 wie zu ihrer Entschuldigung, „und Sie werden es vielleicht nicht billigen, daß ich wieder hieher zu meinem Neffen die große Reise gemacht, und daß ich nun hier in der ganz demokratisch unterwühlten Gegend sitze mit sehr andern Gesinnungen und Ueberzeugungen. Ich hatte aber die wichtigsten Gründe, die Einladung meines Neffen nicht abzulehnen, wie schwer mir auch diese große Wanderung und der Zeitaufwand wird und letzterer (mit den geistlichen Entbehrungen) noch täglich wird . . . Der Hauptgrund meines Hierseins ist die mangelhafte Kenntniß meines Neffen in Hinsicht der so reichen und meist wundervollen Kunstwerke seines Vaters. Der Sohn, welcher sich einem ganz andern Beruf gewidmet, kann also nicht durchaus orientirt sein über so viele der herrlichsten Werke des Heimgegangenen, die zum Theil auch eine rührende Geschichte haben. Ich bin überhaupt die eigentliche Chronik des Hauses, und wenn ich nicht noch Zeit und Kraft gewinne, das Beste und Nöthigste aufzuzeichnen, so wird mit mir viel begraben, was der Bewahrung werth gewesen wäre. Ich hoffe ja noch immer, daß diese Zeit der erbärmlichsten Oberflächlichkeit, der Impietät und Gottlosigkeit am Ende doch wieder einer bessern weichen wird; denn die Kirche streut ihre Saaten, Gott Lob, auch reichlich aus in unserer durch Lüge und Laster ganz verworrenen Zeit, und da Gott die Welt nicht für die Teufel erschaffen hat, so wird er die guten Keime und den guten Willen wunderbar segnen und kräftigen — oder die Welt hört auf, und die Seinen singen bald dort ihr Alleluja. Zu diesen wollen wir mit Gottes Hilfe allzeit stehn und mit ihnen siegen, wenn auch durch Leiden und Sterben“. (Briefe S. 139 bis 141).

Am 8. Juni befand sie sich wieder in Berlin, um auch hier noch zum Trost der Wittwe Savigny einen Monat zu verweilen, und kam endlich am 9. Juli 1862, nach fast acht-

monatlicher Abwesenheit, in ihre „so lange nicht bewohnte Klausur“ zu Wiedenbrück zurück.

Es war aber nun einmal ein Jahr der Ruhelosigkeit für die Vielgeplagte. Sichtliche Schmerzen nöthigten sie im August, nach Aachen zu gehen, um in den dortigen warmen Quellen Heilung zu suchen.

Die fast neun Wochen währende Kur ward ihr jedoch „durch die Liebe und fast beständige Gegenwart ihrer Schülerinnen oder deren Kinder“ verkürzt. Und welche Schülerinnen! In Aachen wirkte Clara Fey nun als Oberin der „Schwestern vom armen Kinde Jesu“, einer herrlich aufblühenden Genossenschaft, in deren Kreise der Name Luise Hensels mit Verehrung und Begeisterung genannt wurde; sie hatte das Vergnügen, auch der Einkleidung junger Novizen beizuwohnen. In Aachen waltete ihre nicht minder geschätzte Franziska Schervier, jetzt Generaloberin der Franziskanessen in dem von ihr gegründeten Mutterhaus, mit großem Segen. Luise weilte gern in dem Kloster dieser „innigst geliebten“ ehemaligen Schülerin. „Franziska Schervier halte ich für eine Heilige, wie unsre liebe Karoline Settegast; es hat mir ungemein wohlgethan, recht intim mit ihr verkehren zu können,“ schreibt sie etwas später an Apollonia Diepenbrock. Sie hatte diese Anstalten und Klösterchen in ihren ersten kleinen Anfängen gesehen und erlebte nun bei jedem neuen Besuch die Freude, die christlichen Pflanzungen stattlich emporgewachsen und in immer neuen Verzweigungen über Städte und Provinzen sich ausbreiten zu sehen. „Ich kann Gott nicht genug danken für das Gute, was meine Schülerinnen in Verbindung freilich mit jüngern Kräften, die sie an sich gezogen, an verschiedenen Plätzen der Erde wirken.“¹ In solcher Stimmung mag wohl das Lied entstanden sein: „Dank dem Herrn“ überschrieben:

¹ Briefe an A. Diepenbrock, vom 20. Juni 1854, 14. Juli 1868.

„Den Du verlehst, den Samen
 Streut' ich mit rüst'gen Händen
 Einst in des Lenzes Tagen
 In frisches Gartenland.
 Ich that's in Deinem Namen;
 Du wolltest Segen spenden
 Und Sonn' und Regen senden,
 Daß reich die Saat erstand.

Nun in des Herbstes Tagen
 Kehr' ich von fernen Wegen
 Zurück zu diesen Feldern,
 Die ich Dir einst gebaut,
 Und froh mein Herz muß schlagen,
 Denn reicher Aehrenseggen
 Wallt golden mir entgegen,
 Wohin das Auge schaut.

O Dank, Herr! Deinen Hulden“ zc.

Obgleich mit dem physischen Erfolg der Badekur nicht zufrieden, befand sie sich im folgenden Jahre doch wieder so kräftig und unternehmungslustig, daß sie mit ihrer Schwester, und eigentlich dieser zulieb, eine Wanderschaft nach Kallern machen konnte, um „die wunderbare Maria von Mörl“, die seit dem Jahre 1833 von Unzähligen besuchte ekstatische Jungfrau Tyrols, zu sehen. Die Reise wurde wirklich im Spätsommer 1863 ausgeführt. Es gelang ihnen, die Leidensgestalt nicht bloß zu sehen, sondern im Beisein ihres alten Beichtvaters, Pater Capistran, auch zu sprechen. Luise unterhielt sich mit ihr vornehmlich über den alten Lieblingsplan, die Stiftung einer Genossenschaft der ewigen Anbetung, und war glücklich, ihre und Pater Capistrans Billigung des Vorhabens zu erhalten. Sie nahm auch einige Andenken von Maria Mörl mit, und blieb mit der begnadigten Seele im Gebetsverein.

Auf dieser Reise, die sie durch das wohlbekanntes Bayerland

führte, besuchte Luise noch einmal ihre einzig geliebte Apollonia in Regensburg. Sie wollten sich noch einmal in die Augen blicken. Es war ihr letztes Zusammensein, und der Abschied wurde beiden schwer. Auf Erden haben sich die beiden Freundinnen nicht mehr gesehen.

Die Sorge um die Ordnung des künstlerischen und schriftlichen Nachlasses ihres Bruders bestimmte auch in den nächstfolgenden Jahren ihre Reisen. Schon zur Kur nach Aachen hatte Luise einen Theil des Letztern mitgenommen, der ihr viel zu thun gab. Auf die poetischen Sachen des geistvollen Malers hielt sie nicht geringe Stücke: seine Gedichte seien zum Theil wunderschön, versichert sie den Professor Schlüter, dem sie gerne manches davon mittheilen möchte. Und als dieser dagegen einwandte, sie thäte besser, ihre eigenen vergrabenen Poesien einmal hervorzufischen und zu sichten, anstatt nach „fremden Hundeställen“ zu sehen, erklärte sie etwas gekränkt: an ihre Papiere könne sie nicht denken, ehe sie die des geliebten verewigten Bruders durchgemustert hätte. Sie sah darin eine unabweisbare Pflicht der Pietät. „Ich will Ihnen ein paar Sonette meines Bruders an seine heimgegangene Frau mitbringen, und dann werden Sie nicht mehr sagen, daß das Hundeställe seien. Es muß geschehen, da es kein Anderer thut noch thun kann, denn es gehört nähere Kenntniß der Personen und Verhältnisse, viel Liebe und Bereitwilligkeit dazu, die ein Fremder nicht haben würde“ (S. 143. 146).

Was ihre angegriffenen Augen zu leisten vermochten, das ward nun zumeist dieser Arbeit gewidmet, mit der sie im Juni 1863 „etwa halb durch“ war. „Wie oft mir das Herz dabei gebrochen, weiß nur Gott, der diesem edlen, reichen, schwerbelasteten Leben den ewigen Frieden verleihen wolle.“ Was ihr aber den größten Trost gewährte, war der Umstand, „daß sich auch nicht ein Wort in diesem ganzen Nachlaß befindet, was gegen Glauben, Sitte oder irgend etwas Gutes, Rechtes verstieße. Selbst seine Gedichte aus frühesten Jugend, ja selbst

seine Soldaten-Lieder sind durchaus rein, anständig, viele tief religiös, manche wunderschön.“¹

Im August desselben Jahres nahm sie einen weitem Theil nach Nonnenwerth mit, wo sie, auf der Reise nach Regensburg und Tyrol begriffen, etwa acht Tage stille Rast hielt. „Hier,“ schreibt sie am 19. August 1863 an Apollonia Diepenbrock, „muß ich jedenfalls bis zum 26. arbeiten an dem Ordnen der Papiere meines seligen Bruders. Ich habe Dir wohl geschrieben, daß ich einen großen Theil seiner Gedichte nicht mehr lesen kann, da sie mit blassem Bleistift geschrieben sind, und daß ein junges Mädchen aus Bonn mir dabei helfen will.“ — Noch im Sommer 1865 erscheint sie damit beschäftigt, namentlich während eines zweimaligen und mehrwöchigen Aufenthaltes zu Münster, woselbst sie mit Professor Schlüter auch über die Sonette des Bruders verhandelte, herzlich erfreut und gerührt, daß derselbe „ein so lebhaftes Interesse an der Sache“ nahm (Briefe S. 169. 218).

Von da an verschwindet diese Angelegenheit aus der Correspondenz, sei es, daß sie wenigstens in der Hauptsache erledigt war — denn ganz zu Ende kam sie überhaupt nicht —, oder daß sie durch andere Vorkommnisse, durch den Gang der öffentlichen Dinge in den Hintergrund gedrängt wurde. Aber das Andenken des Bruders lebte im treuen Schwesterherzen, eifrig gehütet, fort, und die Dankbarkeit, Liebe und Anhänglichkeit an den Verewigten übertrug sie auf dessen Sohn und Enkelkinder, denen zulieb sie noch zweimal, im Jahre 1864 und wiederum, bereits eine Siebzigerin, im September 1868, die beschwerliche Reise nach Großbarthen im fernen Ostpreußen unternahm.

¹ Brief an Frau E. Schülgen, 16. Juni 1863.